

dtv

Kao-tai, der liebenswerte Held aus Herbert Rosendorfers weit über eine Million Mal verkauftem Roman ›Briefe in die chinesische Vergangenheit‹, ist wieder da! Vor fünfzehn Jahren hat er mit Hilfe einer Zeitmaschine schon einmal die Welt der Großnasen erforscht. Nun kehrt der Mandarin aus dem 10. Jahrhundert auf der Flucht vor Feinden in das wiedervereinigte Deutschland zurück. Er landet in einer Stadt namens Kö-leng – und das mitten im Karneval. Auf der Suche nach seinen alten Freunden erfährt er von der »großen Umwendung« und gerät in aberwitzige Situationen. Seine dramatischen Erlebnisse und verwirrenden Eindrücke hält er auch diesmal für seinen Freund im Reich der Mitte fest. »Ein skurriles Panorama westlicher Kultur.« (Thomas Linden in der ›Kölnischen Rundschau‹)

Herbert Rosendorfer, am 19. Februar 1934 in Bozen geboren und am 20. September 2012 dort verstorben, war Gerichts-assessor in Bayreuth, dann Staatsanwalt und ab 1967 Richter in München, von 1993 bis 1997 in Naumburg/Saale. Seit 1969 zahlreiche Veröffentlichungen, unter denen die ›Briefe in die chinesische Vergangenheit‹ am bekanntesten geworden sind.

Herbert Rosendorfer
Die große Umwendung

Neue Briefe
in die chinesische Vergangenheit

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Vom Autor neu durchgesehene Ausgabe 1999
7. Auflage 2012
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
© 1997 Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Ausschnitt ›Chinesischer Garten‹ (um 1800),
Künstler unbekannt
Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten
Gesetzt aus der Stempel Garamond 10/12 (QuarkXPress)
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-12694-6

Für Julia und Cosima

»Denn schon eilt der Adler heran ...«

IV. Buch Esra, 14,19

VORBEMERKUNG

Um die Zeit, als in China, dem Reich der Mitte, die Sung-Dynastie herrschte und der Sohn des Himmels T'ai-tsung sein mehr oder weniger gnadenreiches Regiment in der Hauptstadt K'ai-feng ausübte, gelang es dem damals etwa fünfzig Jahre alten Mandarin Kao-tai, eine Zeitmaschine zu konstruieren, mit der er – aus reinem Fürwitz, aber auch aus Neugierde – tausend Jahre in die Zukunft reiste. Kleinere Zeitmaschinen, die etwa in der Art von Rohrpost-Hülsen zu denken sind, gestatteten es ihm, *Briefe in die chinesische Vergangenheit* zu schreiben und so seine Abenteuer dem einzigen Mitwisser dieser Zeitreise, seinem Freund und Mandarin-Kollegen Dji-gu, mitzuteilen. Kao-tai vermutete, als er nach der blitzschnell, oder besser gesagt: naturgemäß zeitlos verlaufenen Reise in einer, wie nicht anders zu erwarten, völlig fremden und verwirrenden Welt ankam, er sei in einem so veränderten K'ai-feng angelangt, daß er es gar nicht wiedererkenne. Erst nach einiger Zeit wurde es Kao-tai klar, daß er die – ihm ja unbekannt gewesene – Erdumdrehung nicht einkalkuliert hatte und so in der nicht nur zeit-, sondern auch raumfernen Stadt Min-chen gelandet war.

Kao-tai lebte etwa ein Jahr in dieser Stadt Min-chen und versuchte die Sitten (und Unsitten) ihrer Bewohner zu verstehen. Er bestritt seinen Lebensunterhalt durch den Verkauf einiger mitgebrachter »Silberschiffchen«: der Münzhändler bezahlte einen hohen Preis für diese erstaunlich prägefrischen uralt-chinesischen Münzen.

Kao-tai erlernte die Sprache der Bewohner (»Großnasen«)

in der Stadt Min-chen, lernte ihre Lebensweise kennen – wenngleich nicht lieben – und kehrte dann in seine, wie er sie nannte, »Zeitheimat« zurück. Die Briefe, die er mittels der oben genannten Zeit-Rohrpost an seinen Freund Dji-gu schrieb, blieben erhalten und wurden vor einigen Jahren übersetzt und veröffentlicht. Damals wußte man noch nicht, daß Kao-tai etwa fünfzehn Jahre später gezwungen war – den Grund dafür nennt er auf den ersten Seiten seines Berichtes –, ein weiteres Jahr unter ganz anderen Umständen wie das erste Mal in der Welt der Großnasen zu verbringen. Daß sich diese Welt seit seinem ersten Aufenthalt verändert hatte, fiel ihm, obgleich mit anderen Sorgen belastet, nach weniger Zeit auf.

Soweit die vielleicht notwendige Vorbemerkung des Herausgebers.

I

Diese Aufzeichnungen sind eigentlich Briefe an Dich, teurer Freund Dji-gu. Ich hoffe, der Himmel gewährt mir die Gnade, eines Tages in unsere Zeitheimat zurückkehren zu dürfen. Dann werde ich Dir, geliebter Freund, diese Blätter – ich weiß nicht, wie viele es sein werden – in die Hand drücken, und wenn es Deine Zeit erlaubt, und wenn Dein Auge über nichts Besseres schweift, so magst Du, nicht um Dich zu unterhalten, sondern um mich zu erfreuen, aus ihnen entnehmen, was mir, Deinem Freund, auf dieser zweiten Reise in die ferne Zukunft alles zugestoßen ist. Ich sage absichtlich: »zugestoßen ist« und nicht »was ich erlebt habe«, denn, oh guter Dji-gu, unter Welch anderem, unter Welch ungünstigerem Stern steht diese meine zweite Zeitreise, die ich ganz und gar nicht, wie jene Reise vor fünfzehn Jahren, freiwillig angetreten habe!

Damals hatten wir gemütvoll-ruhigen Abschied voneinander genommen. Du warst der einzige, der von meinem abenteuerlichen Vorhaben wußte, ich konnte Dir mittels der kleinen Zeitrollen meine Berichte zukommen lassen. Wir hatten den Kontaktpunkt vereinbart ... wo ist der Kontaktpunkt jetzt? Wo bist Du? Wo bin ich für Dich? ... Wo ist meine süße, nun schon alte und behäbige, wenngleich immer noch strahlend schöne Shiao-shiao? Ich darf gar nicht an sie denken.

So kann ich Dir diesmal keine Kontaktpunkt-Briefe schicken, aber ich habe die Hoffnung, trotz allem, daß Du noch am Leben bist und daß ich in nicht zu ferner Zukunft heimkeh-

ren kann. Dann sollst Du, wie gesagt, diese Blätter in die Hand gedrückt bekommen, und vielleicht gestattet es der Große Himmel, daß wir nebeneinander am Pfirsichhügel im Schatten sitzen, und unsere Zöpfe bewegt ein leiser Wind. Du liest diese Zeilen, stellst ab und zu eine Frage an mich, und Shiao-shiao umschmeichelt meine Füße. Jetzt mußte ich, wie Du Dir denken kannst, meinen Zopf abschneiden. Hier tragen zwar inzwischen die Leute auch Zöpfe, vorwiegend die jungen, aber ganz unordentliche und zottelige, und es graust unsereinem beim Hinschauen.

Wer hätte an diese Wendung der Dinge gedacht? Ich meine nicht die Zöpfe bei den Großnasen, ich meine die Tücke des Kanzlers La-du-tsi, daß er sich plötzlich als mein Feind herausstellt (dabei ist er ein Vetter meiner dritten Hauptfrau) und mittels der Dir bekannten bodenlosen Intrige den Unaussprechlich Hohen, dessen Namen man nicht hinschreibt, derart gegen mich aufbringt, daß man mich verfemt, meinen Besitz enteignet und mich aller meiner Stellungen entkleidet hat. Nicht genug damit: wenige Tage später, ich war auf dem Weg, mich bei dem Bruder meiner zweiten Hauptfrau weiter im Westen in Sicherheit zu bringen, erreicht mich durch einen der wenigen treu gebliebenen Diener die Nachricht, daß eben jener Schwager, Shi-mjau heißt er, Du kennst ihn nicht, das Fieber soll ihn fressen, ins Lager meiner Feinde übergewechselt ist. Und schon war ich von Häschern umstellt, denn La-du-tsi hatte beim Unaussprechlich Hohen ein Todesurteil gegen mich erwirkt. Ich konnte nur entkommen, indem ich mit meiner Zeitmaschine in die Zukunft entfloh – hierher. Das letzte, was ich von unserer Zeitheimat sah, waren die blöden Gesichter der Schergen, die mich vor ihren Augen verschwinden sahen.

So sitze ich hier – ohne Silberschiffchen, die ich verkaufen könnte. Eine peinlichere Lage kannst Du Dir wohl kaum denken, wengleich ich nicht mehr in Lebensgefahr bin. Ich

werde einige Zeit hier verbringen müssen, bis sich – wessen ich sicher bin – die Haltlosigkeit der gegen mich erhobenen Vorwürfe herausstellt. Ich weiß, daß einige Minister, unter ihnen vor allem der fromme Pi-jiu, heimlich auf meiner Seite stehen, und daß sie – vorsichtig – auf meine Rehabilitierung hinarbeiten. Es tut mir natürlich besonders leid, daß auch Du, als mein bester Freund, unter den Verfolgungen des teuflischen La-du-tsi zu leiden hast. Ich hoffe, daß sich seine Wut gegen Dich inzwischen gelegt hat.

Ein Problem stellt sich mir: wie soll ich erfahren, daß ich beim Geheiligten Himmlischen wieder in Gnaden aufgenommen bin? Du kannst mir ja leider diesmal keine Nachrichten zukommen lassen. Daß ich kurz und heimlich zurückspähe? Ich wage es nicht, kann ich doch nicht so genau berechnen, *wo* ich zu Hause eintreffe. Womöglich mitten in einer Horde von Schergen. Oder im Badezimmer von La-du-tsi, während er mit seinem Kebsweib scherzt. Weniger als tausend Jahre zu fahren, geht nicht, darauf ist die Maschine nicht geeicht ... außer von hier für wenige Zeit in *diese* Zukunft. Nun, man wird sehen. Notfalls bleibe ich hier. Besser, als in der Zeitheimat geköpft zu werden.

*

So bin ich also vor etwas mehr als einem Mond wieder bei den Großnasen gelandet. Da ich diesmal von einem ganz anderen Ort abgefahren bin, bin ich natürlich auch an einem ganz anderen Ort angekommen, nicht auf der idyllischen Brücke über jenem beschaulichen Kanal in der Stadt Min-chen. Die Landung war diesmal alles andere als beschaulich, und selbst ich, der ich ja die Welt der Großnasen kenne *oder zu kennen glaubte*, bin stärker erschrocken als damals, da ich den mir noch unbekanntem A-tao-Wagen für einen fauchenden Drachen hielt. Alle fauchenden Drachen der Welt sind nichts und alle A-tao-Wagen sind nichts gegen den Irrsinn, gegen den

vor Menschen siedenden Kessel, den ich erblickte, als ich ankam.

Es war mitten auf einer steinernen Straße, und seitlich davon ragte ein finsternes Bauwerk mit zwei gewaltigen Türmen auf. Es war kalt, und es regnete. Dennoch war die ganze Gegend, soweit man blicken konnte, voll von torkelnden Großnasen. So bunt habe ich sie noch nie gesehen. Sie gaben Laute von sich, von denen ich vermute, daß sie für Musik gelten sollten. Die Großnasen – alle, Männer, Weiber, Kinder – hatten ihre ohnedies großen Nasen noch durch aufgesetzte Papiernasen künstlich verlängert und vergrößert. Selbst den Hunden und Pferden hatten sie – meist rote – Nasen aufgeklebt. Sie erschlugen einander mit Flaschen, fielen aber nicht immer tot um. Offenbar machte ihnen das in der Stimmung, in der sie waren, nichts aus. Sie standen dicht an dicht, und vorwärts bewegen konnten sie sich nur, indem sie sich mühsam aneinander vorbeiwälzten. Der Lärm und Krach war unbeschreiblich. Dicht neben mir drosch einer, der aussah wie ein Faß mit Ohren, auf eine ungeheuer große Trommel, und ein Weib, das so dick war wie ein Pferdearsch und roch wie ein Abtritt, lachte dämonisch, als ich neben ihr auftauchte, und brüllte mir etwas ins Gesicht, das wie »Kö-leng-ang-laf« klang. Dann begann plötzlich die ganze Menge regelmäßig hin- und herzuwackeln ...

Das Geschrei wurde, soweit möglich, noch stärker. Dabei bemerkte ich, daß die Mitte des steinernen Weges von Schergen freigehalten war – mühsam, versteht sich. Neue Beschwörungsformeln wurden gebrüllt: »Deng-zong-kömm« und »Ka-meng-le«, und plötzlich tauchten Großnasen von so gewaltiger Höhe auf, daß sie in die Wolken zu ragen schienen – aber es waren Großnasen aus Papierschaum, offenbar übergroße Götzenbilder, teilweise unbekleidet. Auch Uniformierte auf Pferden, vielleicht Militär (oder Priester?), und buntgekleidete Maiden kamen daher, die auf der Straße tanzten.

Einige offenbar höhere Priester warfen Goldstücke unters Volk – meinte ich; ich fing auch ein »Goldstück«, es war aber nur eine mäßig wohlschmeckende Klein-Süßigkeit. Alles aber überwölbte eine Flut von kleinen bunten Papierschnipseln – und der unverdrossen fließende Regen, dem die Menge ebenso unverdrossen trotzte.

Alles verlief, schien mir, wiewgleich laut, so doch in hohem Ernst.

Fünfzehn Jahre, habe ich mir gedacht, während ich versuchte, zwischen ihren Riesenbeinen hindurchzuschlüpfen, um einen stilleren Winkel zu gewinnen, fünfzehn Jahre sind es her, seit ich die Großnasen-Welt zu erforschen versucht habe. Schon damals sind sie mir streckenweise wahnsinnig vorgekommen. Sind sie in der Zeit dazwischen vollends übergeschnappt?

Nach einer Weile gelang es mir, in eine seitliche Gasse zu flüchten. Dort torkelten weniger Leute, schrien dafür aber um so lauter: »Kö-leng-ang-laf!«, und einer rannte mir lachend nach und versuchte, meinen Zopf zu fassen. Übrigens staunte ich, daß sich niemand über meine Kleidung wunderte. Ich führte das – irrtümlich – darauf zurück, daß sie sich in ihrem Zustand über gar nichts mehr wundern. Außerdem hatten sie selber Kleider an, daß es jeder Beschreibung spottet.

Ich entkam dem Zopf-Jäger, lief nochmals in eine seitliche Gasse, und was kam mir entgegen? Eine ganze Gruppe von Großnasen, die Kleidung trugen, die sie für die des Reiches der Mitte hielten: mit herabhängenden Bärten und Zöpfen und in Gelb und mit blödsinnigen, aber ungefähr orthographisch richtigen Schriftzeichen auf den Jacken. Der eine hatte drangeschrieben:

請別在此橫穿馬路 *

* Es wird höflich gebeten, die Straße nicht an dieser Stelle zu überqueren.

(Als ich ihm später erklärte, was das heißt, fand er das zum Schreien komisch.)

Die Gruppe erblickte mich, stieß ein Freudengejaule aus, umtanzte mich, bewarf mich mit bunten Papierschnitzeln, brüllte mir mehrfach »Kö-leng-ang-laf!« in die Ohren und redete auf mich ein.

Ich bildete mir ein, die Sprache der Großnasen dieses Teiles der Welt zu verstehen und nicht alles verlernt zu haben, und ich meinte, daß ich nicht allzuweit von Ba-yan entfernt gelandet sein könne, meiner Berechnung nach. Aber von dem, was diese vorgeblichen Bewohner des Reiches der Mitte sagten, verstand ich gar nichts, nur soviel, und das eher durch ihre Gesten (sie ruderten furchtbar mit den Armen in der Luft herum), daß sie mich irgendwohin mitzerren wollten. Da sie mir letzten Endes harmlos erschienen, gab ich nach.

Sie zogen mich in eine Schänke. Das klingt schlimmer, als es ist: bei den Großnasen ist es – selbst für Frauen – nicht ungeschicklich, in Schänken zu gehen. Es gibt auch die unterschiedlichsten Abstufungen von Schänken: manche erwecken den Eindruck vornehmer Paläste, es stehen Tische herum, auf denen ohne Rücksicht darauf, daß sie beim Essen sehr leicht befleckt werden können, weiße Laken liegen. Man ißt dort mit silbernen Instrumenten, die den Bestecken unserer Ärzte ähneln. In solchen Schänken werden nur Gäste bewirtet, die nicht rülpsen, und man verhält sich sehr leise. Beschürzte Diener eilen auf Zehenspitzen hin und her und verteilen flache, runde Porzellanschalen mit Speisen, die mit freiem Auge kaum wahrnehmbar sind. Dann aber gibt es Schänken, die sind so groß wie das Himmelszelt und voll Gebrüll, man ißt mit den Händen und vertilgt viel berauschende Flüssigkeit. Es gibt ganz kleine stille Schänken, in denen nur eine gewisse braune Brühe serviert wird, die man mit Rindsmilch verdünnt trinkt; bei den Großnasen sehr beliebt. Und es gibt Schänken, in denen verkehrt ordinäres Volk und sitzt

an langen Tischen, stützt das Kinn auf die Fäuste und schaut dumm.

Die Schänke, in die wir kamen, gehörte eher zu der minderen Sorte. Es schien mir eine Andachtsstätte für Brandopfer, denn der Qualm, der herrschte, war nahezu unerträglich. Noch immer, habe ich festgestellt, ist jene Sitte der Brandopfer, jener hauptsächlich Aberglauben der Großnasen, nicht abgeflaut. Immer noch stecken sie die kleinen weißen Gebetsröllchen für ihren Rauchdämon in den Mund und blasen andächtig und mit verklärtem Blick. Aber es waren nicht laute Gebete, die in der Schänke und Brandopferandacht-Stätte erklangen, sondern schlichtes Gebrüll. Ich verstand nichts. Als dann aber – zum Glück auf der anderen Seite des Schanktisches – einer der Großnasen, der eine rote Nase aufgestülpt hatte, einer anderen Großnase mit einer goldfarbenen Papier-nase einen Regenschirm über den Kopf schlug, verstand ich soviel, daß – vielleicht über theologische Fragen im Zusammenhang mit den Rauchopfern – eine Meinungsverschiedenheit aufgetreten war, die allerdings dazu führte, daß in Augenblicksschnelle jede Großnase auf jede einprügelte, worauf der Wirt einen offenbar eigens dafür angeschafften groben Stock ergriff und, begleitet von einem donnerähnlichen Kampfruf aus seiner enormen Kehle, wahllos auf die prügelnden Großnasen einschlug. So trat bald wieder Ruhe ein. Die zerschlagenen Gefäße wurden eingesammelt, neue ausgegeben, man trank, rückte die zum Teil naturgemäß in Mitleidenschaft geratenen Papp-Nasen zurecht und brachte neue Rauchopfer dar.

Wir, das heißt, die Gruppe jener Großnasen, die sich ihrer Meinung nach als Bewohner des Reiches der Mitte verkleidet hatten, und ich, hatten uns in eine sichere Ecke zurückgezogen und blieben unbeschädigt. Mit der Zeit gelang es mir, die Sprache dieser Leute zu verstehen: sie sprachen einen Dialekt, der für meine Ohren sehr stark merkwürdig klingt, aber zwei von der Gruppe bemühten sich um eine auch mir verständli-

che Ausdrucksweise, so daß ich nach und nach erfuhr, worum es sich bei dem Lärm draußen handelte: um das alljährliche Frühlingsfest der Großnasen (obwohl von einem Frühling auch kein Hauch zu spüren war), und daß sich die Großnasen in dieser Stadt keineswegs andauernd so wahnsinnig auf-führen, wenngleich sie, sagte die eine Großnase stolz, in der ganzen Welt als »Frohe Naturen« berühmt seien.

Es wurde Abend. Die Gruppe verlief sich, zurück blieben ich und jene zwei, die sich einer etwas gehobenen Ausdrucksweise befleißigten. Sie erzählten mir viel von dem Leben in jener Stadt (sie heißt Kö-leng), und wie wichtig das Frühlingsfest ist. Mir aber erhob sich langsam die Frage, wie es mit mir weitergehen, wo ich für die Nacht meinen Kopf hinlegen solle. Man kann es kurz machen: als spät in der Nacht auch diese restlichen beiden Großnasen der vermeintlichen Reichder-Mitte-Leute sich verabschiedeten, der Wirt die sonst noch verbliebenen, meist stark betrunkenen Gäste hinauswarf, mußte auch ich gehen.

Ich stand auf der Straße. Es war kalt. Es nieselte leicht. Überall lag der vom Frühlingsfest übriggebliebene Unrat. Ich war nicht hungrig, denn jene Gruppe hatte mich großzügig eingeladen, und durstig natürlich erst recht nicht, aber ich war einsam. Jenes schwarze Gebäude mit den hochstarrenden Doppeltürmen ragte in den unfreundlichen Himmel, und das einzige Geräusch war das Schnarchen einer pappbenasteten Großnase, die, eine leere Flasche in der Hand, neben einem Stiegenteländer in einer Haltung schlief, die ein nüchterner Mensch nicht aushält.

Ich schlich ein wenig umher. Ich war müde wie ein Hund. So setzte ich mich in den etwas eingezogenen Eingang eines der übergroßen Steinhäuser, die sich um jenes finstere Turmgebäude lagern, wickelte mich, wenn man so sagen kann, um mich selber und schlief tatsächlich ein.

*

Auch der nächste Tag war trüb. Das Frühlingsfest war vorüber, der Frühling ferner als am Tag zuvor, schien mir. Ich erwachte von einem Tritt, den ich in jenen Körperteil bekam, den man schlichterweise unter gebildeten Menschen nicht ohne Not erwähnt. Gleichzeitig hörte ich einen Schrei.

Den Tritt hatte mir eine Großnäsın versetzt, die müde, wie alle Großnasen an dem Tag nach dem Frühlingsfest, und äußerst mißgelaunt herangeschlurft war. Ich nehme vorweg, was ich erst später erfahren sollte: die Großnäsın war, lache nicht, Barbierin. Ich hatte mich nichtsahnend, oder vielmehr: unbekümmert vor ihren Barbierladen gesetzt und lehnte schlafend gegen dessen Tür. Sie ärgerte sich – nicht ganz unverständlich – und gab mir, meinend, ich sei eine immer noch betrunkene Großnase, den Tritt. Ich fiel zur Seite, und sie sah meinen Zopf, den sie, als Barbierin, sofort als einen echten solchen erkannte und freudig aufschrie.

Nachzutragen wäre – das hatte ich im Lauf der abendlichen und nächtlichen Unterhaltung in jener Rauch-Schänke erfahren –, daß es üblich ist, sich zum Frühlingsfest zu verkleiden. Die großnäsige Barbierin, eine ziemlich dicke, wenngleich nicht sehr alte Dame, glaubte natürlich, ich sei noch verkleidet, und wunderte sich also über meinen echten Zopf. Ich rappelte mich auf, raffte meine wenigen Siebensachen und wollte mich davontrollen. Sie hielt mich aber zurück und fragte, ob sie den Zopf anfassen dürfe. Sie habe, obgleich gewerbsmäßig mit Haaren beschäftigt, noch nie einen so schönen, langen Zopf gesehen, schon gar nicht bei einem Mann. Sie bat also, den Zopf anfassen zu dürfen, was ich – wenngleich ungern – gestattete. Sie gab beifällig grunzende Laute von sich und fragte dann: »Wie haben Sie den Zopf befestigt?«

Ich sagte: »Er ist angewachsen.«

Die Barbierin erstarrte, dann öffnete sie ihren Laden. Türen öffnen die Großnasen unter Zuhilfenahme kleiner

Metallgegenstände, mit denen sie Taschenspielertricks vollführen: meinte ich zunächst. Später – auf meiner ersten Reise damals – lernte ich es auch. Verzeih diese Abschweifung; Du bist vielleicht begierig zu hören, wie es mit der dicken Barbierin, die übrigens auffallend große Füße hatte, weiterging. Aber ich muß, wenn ich die Seltsamkeiten der Großnasenwelt vollkommen schildern will, solchen Abschweifungen nachgehen. Also: die Türen der Großnasen. Die Großnasen sind von Grund auf der ja im Kern richtigen Überzeugung, daß die Menschen ein Ungeziefer sind. An und für sich geht sich Ungeziefer aus dem Wege, schadet sich gegenseitig nicht, es sei denn, es nimmt überhand. Ratten in einem Keller, aus dem sie nicht entkommen können, vermehren sich dauernd und fressen letztendlich einander auf. Soweit ist es mit den Großnasen gekommen. Sie sind aufgrund ihrer erdrückenden Menge soweit wie das sich gegenseitig fressende Ungeziefer. Das meine ich im übertragenen Sinn. Sie fressen sich nicht gegenseitig auf, noch nicht, obwohl es in gewissen Teilen der Großnasenwelt fast schon soweit sein soll. Vorerst bestehen sie sich nur. Strafen helfen nichts mehr. Man ist sich seines Eigentums nicht mehr sicher. Stehlen gilt soviel wie Finden. Alles, was nicht niet- und nagelfest ist und unbeaufsichtigt, wird binnen kurzer Zeit »gefunden«. (Daß sich die Mächtigen und Ganz-Reichen der Großnasen mit ganz anderen »Funden« befassen, ist eine weitere Sache, auf die ich noch zurückkommen werde.) So stehen also die Großnasen vor dem Problem, ihr Eigentum ständig bewachen und vor dem überall lauernnden Ungeziefer bewahren zu müssen. So hat sich eine äußerst stark komplizierte Kultur der Türverriegelungen entwickelt. Ich will Dir die technischen Einzelheiten ersparen, nur soviel: zu jeder Tür gehört ein Eisenstück, mithilfe dessen die Tür geöffnet werden kann (man steckt es in einen Schlitz und dreht), und ohne genau dieses läßt sich die Tür unter keinen Umständen öffnen. Natürlich gibt es